

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 42 (1966-1967)
Heft: 7

Artikel: Warum will ich die Menschen zum Lachen bringen?
Autor: Dimitri
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079644>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Warum will ich die Menschen zum Lachen bringen?

Aus einem Gespräch mit dem Clown Dimitri

Der schweizerische Clown Dimitri ist heute 31jährig. In Gesprächen mit unserem Mitarbeiter Erich F. Frey hat er zu Handen unserer Leser Wesentliches aus seinem Leben erzählt, das wir hier frei wiedergeben.

Geboren wurde ich in Ascona gegenüber dem Teatro Castello, wo ich dann knapp zweieinhalb Jahrzehnte später die Uraufführung meines Solo-Programms bestreiten konnte. Dort befand sich das bekannte Marionetten-Theater, das ich viel besuchte. Von allen Figuren gefiel mir am besten der Grappa, da er alles verkehrt machte, unablässig Posse riß, aber mit seiner Schlauheit sich aus jeder Klemme winden konnte und schließlich über das Böse triumphierte.

Mein Vater war Bildhauer und Maler. Heute noch, wenn ich irgendein Atelier betrete, erinnert mich der Geruch der Ölfarbe an das Zuhause, an des Vaters ruhige, ernste Art, die glückliche Jugend. Meine Mutter war Weberin – heute verfertigt sie Märchen- und Fabeltiere aus Stoff. Ihre Haushaltkunst täuschte uns darüber hinweg, daß wir keine begüterte Familie waren. Wir besaßen ein Haus, was auch von der Umwelt als untrügliches Zeichen des Wohlstandes angesehen wurde.

Schon sehr früh hatte ich die Komik entdeckt: die Kunst, Menschen zum Lachen zu bringen. Besonders in der Schule spürte ich immer wieder den unwiderstehlichen Drang, zu erwirken, daß die ganze Klasse laut herauslachte. Ich turnte zum Beispiel, als ob ich ein steifes Bein hätte. Ich ahmte ein Kaninchen oder einen Vogel, von dem gerade die Rede war, oder gar einen allzu würdigen Schulinspektor nach.

Sogar der Lehrer mußte sich zusammennehmen und das Lachen verbeissen. Oft lachte er doch. Dies wurde jeweilen zu meinem größten Triumph. Natürlich wurde ich dafür auch hie und da mit Strafaufgaben bedacht oder hinausgeschickt. Wenn ich merkte, daß ich es zu bunt ge-

trieben hatte, strengte ich mich besonders an, schuf einen Ausgleich durch gute Schulleistungen.

Von Haus aus trug ich lange Haare, was damals keineswegs ein modisches Attribut war. Deswegen wurde ich oft gehänselt. Auch daß meine Eltern ursprünglich Deutschschweizer sind, machte mich zu einem Sonderfall, obwohl ich ohne Akzent Tessinerdialekt sprach. In der Einsamkeit des Ausgelachten wurde mir bewußt, daß Lachen auch gemein und grausam sein kann. Diese Ablehnung, das Gefühl, anders zu sein, konnte ich aber kompensieren, indem ich das Lachen bewußt zu provozieren vermochte und mich dann daran mitfreute, daß die andern sich freuten.

Heute ist wohl in meinen Darbietungen umgekehrt viel Tessinerisches, das dazu beiträgt, Nicht-Tessiner zum Lachen zu bringen. Den Tessinern verdanke ich die Freiheit in der Bewegung, die gesunde Lebensfreude, das Gestikulieren und unvoreingenommene Plaudern.

In der ersten Klasse durfte ich das erste Mal einen Zirkus besuchen. Ich freute mich riesig. Meine Eltern hatten mir schon oft vom Zirkus erzählt, und ich machte mir die phantastischsten Vorstellungen davon. In der Manege zogen dann die verschiedenen Tiere nur allzu schnell vorüber, zu kurz dauerten die Auftritte. Der Clown, Andrew, machte mir den größten Eindruck. Da erwachte in mir der Wunsch, Clown zu werden.

Formen und mimen

Man schickte mich ein Jahr an die Steiner-Schule in Zürich, wo ich entscheidend gefördert wurde.

Daraufhin erlernte ich den Töpferberuf in Bern. Meine Eltern hatten recht: es wäre unklug gewesen, sich schon damals ganz auf das Artistische zu verlegen. Ich kenne eine Reihe von sogenannten Artistenschicksalen. Die Spezialisierung eines Seiltänzers zum Beispiel oder eines Trapezkünstlers, der, sei es eines Unfalls oder des Alters wegen, zum Aufgeben seines Berufes gezwungen wird, macht es

ihm sehr schwer, sich wieder in ein normales Leben einzufügen.

Die Lehre machte ich bei Frau Linck-Daupp, der bekannten Berner Töpferin. Es war eine glückliche Zeit. Neben dem Beruf bereitete ich mich allmählich auf die Artistenlaufbahn vor. Am Konservatorium lernte ich Klarinette spielen, bei Lüem nahm ich Ballett- und Akrobatikstunden, die ich mir nach Feierabend mit Keramik-Arbeiten verdiente. Heute kann ich mir nicht mehr vorstellen, wie ich alle diese Zeit zusammennehmen konnte.

Ich spielte kleinere Rollen in einem Studententheater, in «Auerbachs Keller» den Frosch, trat etwa in «Was ihr wollt» und auch in modernen Stücken auf. Ich stellte etwa einen Diener oder Knecht dar, wobei ich aus einem Auftritt mehrere machte.

In einem Grillparzer-Stück wollte ein Pärchen rasch heiraten, da in Kürze der rechtmäßige Verlobte aufkreuzen würde. Ungeduldig erscholl ihre Stimme: «So ruft doch den Pilger her!»

Das war mein Stichwort. Als Priester verkleidet, auf alt geschminkt und mit rundem Bäuchlein, fuhr ich auf einem Velo über die Bühne, was für ein solches altes Theaterstück bereits grotesk wirkte. Ich versuchte, das Veihikel anzuhalten. Verzweifelt schien mein Trachten. Mindestens drei Runden mußte ich um das ebenso verzweifelte Paar drehen, bis die Zeremonie der Trauung beginnen konnte.

Aus Dienerrollen machte ich ein großes Entrée. Ich trug Sonnen herum, brachte einen Thron herein, den ich nirgends abstellen konnte, weil ich nicht wußte wie. Damit erfüllte ich die Aufgabe des Dummen August, der früher bei Umbauten zwischen den Zirkus-Nummern das Publikum unterhielt. Eigentlich ist es schade, daß man dieser Figur kaum mehr begegnet.

Damals habe ich entdeckt, daß in jedem Element Komik liegt oder vom Menschen hineingelegt werden kann, daß Clown werden zuerst einmal beobachten und ausprobieren aller Möglichkeiten ist.

Oft gab es auch Feste bei der Töp-



Zeichnung Werner M. Schmid

mal, als der Kommandant zu sprechen begann, erscholl aus dem Schulhaus: «O bella mia...» Und immer wenn er von neuem ansetzte, widerholtte es: «O bella mia...» Schließlich wurde er wütend, schickte einen Korporal, «den Sänger abzustellen».

Ein Mißgriff

Nach dem Militärdienst verreiste ich direkt nach Frankreich, wo ich in der Provence als Töpfer arbeitete.

Einmal gab der Schwimmverein ein Fest. Ich wurde angefragt, ob ich nicht auftreten wolle. Also erstieg ich den Sprungturm, nur mit einer Badehose bekleidet, und gab eine Clownnummer zum besten – ein volliger Mißgriff. Niemand lachte zu meinen Späßen. Eine peinliche Stille umgab mich. So rasch wie möglich beendete ich meine fruchtlosen Bemühungen.

Nach mir erstiegen drei Berufskomiker den Sprungturm, alle mit Klamotten bekleidet. Sie verrenkten die Glieder, ließen einander die Hosen herunter und versuchten, sich gegenseitig vom Turm zu stoßen, bis alle drei ins Wasser plumpsten und das Publikum vor Vergnügen kreischte.

Am nächsten Tag fragte ich einen Bekannten, der bei der Veranstaltung zugeschaut hatte, wie es gewesen sei. «Zuerst sahen wir einen ungeschminkten Clown, den niemand kannte – miserabel. Unglaublich, daß es so etwas geben kann!» – Natürlich erzählte ich ihm nicht, daß ich das war. – «Aber danach kamen drei Komiker, die für das Vorhergehende entschädigten.»

Bei den großen Meistern

Es zog mich nach Paris, wo ich zwei Jahre lang Schüler von Etienne Decroux war.

In der Commedia dell'arte, dem italienischen Stegreiftheater des 16. Jahrhunderts, hatte die Mimenkunst einen Höhepunkt gefunden. Kennzeichen waren maskierte Figuren, als Typen dem italienischen Leben entnommen. Der Arlecchino – am bekanntesten von allen – war schon beinahe ein Akrobat, der als Diener und Spielverderber auftrat. Der Einfluß der Com-

ferfamilie. Für solche Anlässe schuf ich meine ersten Mimen-Rollen, obwohl ich nie einen solchen Künstler gesehen hatte. Die Vorstellung packte mich, daß jemand ohne Worte, allein mit Gesten eine Geschichte erzählen konnte. Dabei stand ich jeden Morgen um sieben Uhr an der Töpferscheibe, formte Vasen und anderes Geschirr.

Damals fand ich auch meine Vorbilder, vor allem in Schauspielern und Kabarettisten. Dazu gehörten Voli Geiler und Walter Morath. Eines Tages überwand ich meine Scheu und besuchte das Paar nach einer Vorstellung in der Garderobe, wobei ich als Geschenk einen selbstgemachten Aschenbecher mitbrachte. Morath sagte mir: «Sie haben einen richtigen Kasperli-Kopf.» Das war für mich der Inbegriff eines Komplimentes.

Träumende Schildwache

Nach der dreijährigen Lehre mußte ich direkt in die Rekrutenschule einrücken. Ich hatte mich bei den Grenadiere gemeldet, von denen bekanntlich besondere körperliche Leistungen und mehr Draufgängertum verlangt werden. Nicht das bestimmte meine Wahl,

der Grund lag mehr in der kurzen Entfernung zwischen Losone und Ascona. In einem Busch hatte ich ein Fahrrad versteckt und konnte oft nach Hause zurückkehren. Sie haben mich genommen, trotzdem ich kein Riese oder Kraftprotz bin, denn schließlich brauchen sie auch kleine Flinke, die in alle Löcher schlüpfen können.

Ein Clown in Uniform wird unweigerlich zum Soldaten Schweik. Einmal schlief ich auf der Wache ein. Ich muß einen schönen Traum gehabt haben, als plötzlich an mir gerüttelt wurde. Ich erwachte und starrte in das Gesicht eines Goldbetreßten. Noch eine Stunde Wache hatte ich zu schieben. Ich mußte mich zusammennehmen, daß ich nicht ein weiteres Mal einschlief, so müde war ich.

Mein Traum wurde dann mit zehn Tagen «Kiste» quittiert. Aber im sogenannten Loch, einem Raum im Schulhaus, wo wir stationiert waren, gefiel es mir nicht übel; die Bevölkerung verwöhnte mich den ganzen Tag mit Patisserie, und die andere Zeit vertrieb ich mir mit Singen.

Ich hörte jeweilen alles, wenn auf dem Schulhausplatz Appell war. Ein-

Dimitri

media dell'arte erstreckte sich auch auf Frankreich, wo sich dann der Pierrot – er war hauptsächlich stumm – selbständig entwickelte.

Nach dem Höhepunkt der Pierrot-Darstellung durch Debureau im letzten Jahrhundert geriet die Pantomime in Vergessenheit. Decroux gab ihr neuen Auftrieb. Sein Schüler Jean-Louis Barrault übernahm dann die Rolle des Pierrot im weltberühmten Film «Les Enfants du Paradis», der Entscheidendes aus dem Leben von Debureau darstellt. Bei Decroux und Barrault lernte Marcel Marceau.

Den Unterricht bei Decroux verdiente ich mir mit Töpfern. Zudem lernte ich bei spanischen Gitarristen Flamenco spielen, nahm Komposition-, Akrobatik-, Ballett- und Seiltanzstunden. Wohnen konnte ich unentgeltlich bei einer alten Dame, einer ehemaligen Sängerin, die mich mit der französischen Literatur bekannt machte.

Mime und Clown

Später wurde ich Schüler von Marcel Marceau. Es war ein herrlicher Tag, als ich den Brief in seiner Handschrift mit der Aufforderung erhielt, in seinem Theater vorbeizukommen.

Ich machte mich lange vor der Zeit auf den Weg zum Théâtre de l'Ambigu. Im Entrée sah ich Pierre Verry – heute Marceaus Tafelträger – zum ersten Mal und fragte ihn schüchtern, wo es hingehe. Als alle auf der Bühne versammelt waren, erklärte Marceau: «Je vous présente le nouveau membre de ma troupe, Dimitri!» Von diesem Moment an hängte ich das Töpfergewerbe an den Nagel.

Ich habe viel von diesem großen Mann gelernt. Jeden Abend schaute ich ihm zu, hinter und auf der Bühne, und ich erkannte, daß eine solch vollendete Mimenkunst einmalig ist. Marceau hat mir Mut gemacht und mich bestätigt: «Wenn du arbeitest, wirst du ein guter Clown!»

Als Marceaus Truppe auseinanderging, trat ich mit einem Clown auf, mit Maïsse, dem ehemaligen Partner unseres Landsmannes Grock. Ein merkwürdiger Zufall wollte es, daß

am gleichen Tag, an dem das Engagement zustande kam, uns die Nachricht vom Tode Grocks erreichte. Wir wurden von einer seltsamen Unruhe erfaßt. Wäre ich abergläubisch, so hätte mich ein solches Erlebnis ganz aus der Bahn werfen können.

Auch der Clown braucht eine innere Kraft, die gewisse Situationen überwinden hilft. Anderseits ist ihm das Kindliche eigen, das scheinbar nichts begreift, und das Bäurische, das mit Schlauheit und Mutterwitz jede Situation meistert. Sobald diese Haltung nicht mehr die ganze Figur trägt, ist man nicht mehr Clown. Sie gipfelt in der reinen Unschuld, die bei Grock so rührend war.

Vom bankroten Zirkus zum Solo-Programm

Maïsse und ich machten mit einem winzigen Wanderzirkus eine Tournee durch Nordfrankreich. Eigentlich fiel uns nur auf, daß wir immer bloß die Hälfte der Gage erhielten. Eines Tages jedoch war die Zirkusdirektion mit der Kasse durchgebrannt. Die Zigeunerfamilie, der das Zirkuszelt gehörte, brach im wörtlichen Sinn das Zelt ab.

Danach traten wir im berühmten Cirque Medrano in Paris auf. Maïsse spielte den «Clown blanc»; denn bei Clowns ist immer der eine der schöne und intelligente, ein anderer der komische und scheinbar dumme, den man Auguste nennt. Wir spielten alle klassischen Clown-Nummern. In einer war Maïsse der Schwan, ich der Jäger. Am Schluß mußte ich mit einem Pfeilbogen auf den Schwan schießen, an dessen Hinterteil eine Korkscheibe verborgen war – zum Glück traf ich immer.

Nach dem halben Jahr mit Maïsse schien mir die Zeit reif für ein eigenes Solo-Programm. Schon in Bern hatte ich davon geträumt. Manche meiner Ideen reichen bis in jene Jahre zurück. Während meiner Pariser Zeit gestaltete ich genügend Nummern, um ein abendfüllendes Programm bestreiten zu können. Natürlich braucht es Mut für den ersten Schritt, aber im Grunde bin ich nur gut, wenn ich et-

was aus einem gewissen Übermut heraus mache, aus Freude an der Komik.

Für das erste Programm arbeitete ich mehr als zwei Jahre und benützte jede Gelegenheit, die Nummern einzeln vorzuführen. Täglich trainierte und übte ich fünf bis acht Stunden. Heute spiele ich etwa zehn Musikinstrumente, die selber erfundenen nicht dazu gezählt. Im übrigen bin ich meistens mein eigener Impresario. Daß ich sogar meine Programme selber entwerfe und zeichne, ist nicht Eigenbrötelei: Zeichnen und graphisch Gestalten ist eines meiner Hobbies.

Ich bangte natürlich sehr um den Erfolg des ersten Auftrittens. Als ich sah, daß der kleine Saal des Teatro Castello in Ascona voll besetzt war, wurde ich schon ruhiger. Von Nummer zu Nummer wurde ich sicherer, weil ich nicht nur am Applaus, sondern an der ganzen Atmosphäre spürte, daß das Publikum mitging. Ascona war ein günstiger Start-Ort. Mit seinen Feriengästen und Zugezogenen aus aller Herren Ländern ist es ein ausgezeichnetes Experimentierfeld.

Seither bin ich mit diesem Programm, das ich ständig noch ausfeilte, in vielen Schweizerstädten, aber auch in Deutschland, Österreich, Holland, Belgien und Frankreich aufgetreten. Jeder Erfolg freute mich, aber vielleicht doch am meisten jener beim Auftritt im Théâtre du Vieux Colombier in Paris.

Am Anfang hat man es in vielem leichter, manche Kunststücke gelingen beinahe von selber, man ist frech und spontan. Dann muß man immer mehr an sich arbeiten. Alles wird belastender. Schon beim Schritt zum Solo-Programm ist man doppelt verpflichtet: als Schöpfer der Nummern und als Interpret. Später muß man wieder Neues, teilweise Besseres bieten.

Wanderleben mit der Familie

Bei mir kommt die Verpflichtung gegenüber der Familie hinzu. Die erste der Familie ist meine Frau, Gunda, die ich schon als Kind kannte. Wir verloren uns aus den Augen, bis ich sie in Zürich wiedertraf – fürs Leben.

Dimitri

Die Kinder, Matthias, Iwan, David, Mascha und Nina geben viel Arbeit, aber nicht weniger Freude. Viele Anregungen verdanke ich ihnen, ihrem unerschöpflichen, übermütigen Spieltrieb.

Bis heute habe ich übrigens die ganze Familie, wenn ich längere Zeit am selben Ort auftrat, sogar ins Ausland mitgenommen. Wir konnten meistens eine Wohnung mieten. Auch die Kindergärten sind mir oft freundlich entgegengekommen: jetzt in Bettingen zum Beispiel wurde Iwan dort aufs beste aufgenommen. Matthias mußten wir allerdings seit einiger Zeit in Zürich lassen, wo er die Rudolf Steiner Schule besucht.

Bei den Umzügen muß heute die Hälfte der Familie im Zug reisen. Mein Station-Wagen, ein Citroën, hat viel Platz, aber nicht unbeschränkt. Für die Requisiten wie für die Kinder brauche ich immer mehr Raum.

Der Russe und der DDR-Funktionär

In meinem ersten Programm imitierte und parodierte ich unter anderem die verschiedenen Sprachen und nationalen Eigenschaften: nur mit Lauten und Gesten, nicht mit richtigen Worten.

In Paris sprach ich mit einem Kollegen in einem Restaurant einmal zufällig quasi russisch. Am Nebentisch saßen Franzosen. Sie luden uns zu einem Nachtessen mit russischen Freunden. Wir gingen hin. Die echten Russen hörten uns aufmerksam zu, schüttelten schließlich den Kopf und meinten auf französisch: «Es ist seltsam, es tönt exakt wie russisch, aber wir verstehen kein einziges Wort.»

Ich antwortete, wir stammten aus einem sibirischen Dörfchen, dessen Dialekt anderswo nicht verstanden werde. Damit mußten sie sich zufrieden geben, und wir hatten unseren Spaß daran.

Auch bei einem Gastspiel in Ostdeutschland imitierte ich auf der Bühne einen Russen. Das Publikum freute sich köstlich, endlich einmal über die Russen lachen zu dürfen. Am Tag darauf erschien der staatliche Impresario

Sind wir alle

Von Dr. med. Adolf Guggenbühl-Craig



Als psychiatrischer Begutachter fällt mir oft die Aufgabe zu, die Lebensgeschichte eines Menschen möglichst wahrheitsgetreu darzustellen. Ich befrage den Betreffenden selber, seine Eltern, seine Geschwister, sowie Freunde und Bekannte der Familie. Die Erzählungen der einzelnen Auskunftspersonen wirken oft sehr einleuchtend und erleichtern mir die Beurteilung. Vergleiche ich die von den verschiedenen Auskunftspersonen und von dem Betreffenden selber erzählten Lebensgeschichten, so stimmen sie oft nicht überein, ja widersprechen sich, auch dann, wenn sich alle große Mühe geben, bei der Wahrheit zu bleiben.

Die Widersprüche beziehen sich oft nicht nur auf Nebensächliches. Der Bruder schildert mir zum Beispiel, wie er darunter gelitten habe, daß die Mutter den Vater nicht liebte und als «quantité négligeable» behandelte. Die Schwester hingegen war immer wieder tief beeindruckt von dem innigen Verhältnis, das zwischen ihren Eltern bestand. Derjenige, den ich zu begutachten habe, legt mir überzeugend dar, wie ihn die Mutter immer wieder vor Bekannten und Verwandten bloßstellte und als Versager erscheinen ließ. Ein langjähriger Hausfreund mag sich erinnern, wie stolz die Mutter auf ihren Sohn war und sein Können in der Schule und im Sport öfters herausstrich.

Im Verlauf der Analyse eines jungen Mannes glaubte ich, seine Mutter durch seine Erzählungen, Träume und Phantasien recht gut kennen gelernt zu haben. Es schien sich um eine «große, gefräßige Mutter» zu handeln, welche keines ihrer Kinder zu erwachsenen Menschen werden lassen wollte. Als ich später die Mutter selber analysierte, bot sie mir ein völlig anderes Bild; sie wirkte als eine etwas unmütterliche Frau, die froh war, wenn sie nicht allzuviel mit den Kindern zu tun hatte.

Eine gute Bekannte von mir, eine milde freundliche Frau, die meiner Ansicht nach bei ihren Kindern allzuviel fülf gerade sein ließ, wurde einmal zu der Lehrerin ihrer zehnjährigen Tochter zitiert, welche ihr vorwurfsvoll mitteilte, seit drei Monaten habe sie die Tochter aufgefordert, die Hefte durch Vater oder Mutter unterschreiben zu lassen, ohne jeden Erfolg. Jetzt habe ihr das Mädchen gestanden, daß sie es nicht wage, die Hefte den Eltern zu zeigen, da diese eben furchtbar streng seien und es Angst habe, Schläge zu erhalten, wenn es nicht gute Noten zeigen könne.

Was wir von unserem Leben in Erinnerung haben oder erzählen, hat nur sehr bedingt mit dem zu tun, was rein faktisch geschehen ist.

«Mein Urgroßvater war Goldgräber»

Die Entstellung der objektiven Wahrheit nimmt noch zu, wenn es sich um Familiengeschichten handelt, um das Schicksal unserer Vorfahren.